

Christus und ... Drei Bremerhavener Vorträge

Von Martin Niemöller

I. Christus und die Atheisten

Das Thema, das uns an diesem Abend beschäftigen soll, ist in der Christenheit – ein eigentlich sehr aktuelles Thema. Es müßte es jedenfalls sein, weil ja seit fast 20 Jahren – nach einer kurzen Unterbrechung durch die Waffenbrüderschaft im letzten Kriege – die gesamte westliche Welt den »Kampf gegen den Atheismus« des Ostens im Namen von Religion und Christentum mit allen Waffen der Anti-Propaganda wiederaufgenommen hat. Der Kampf selbst ist viel älter und wurde zeitweilig auch bei uns in Deutschland schon vor der Hitler-Ära pro-[74]kla- miert. Allerdings hielt sich damals die Propaganda in engeren Grenzen, weil man in der Wei- marer Republik auf ein friedliches Nebeneinander mit der UdSSR hoffte und hinarbeitete. Es war damals mit der Abwehr des östlichen Atheismus kein politisches Interesse gekoppelt. Das ist heute anders, da die anti-atheistische Propaganda einen erheblichen Anteil an dem kalten Krieg darstellt, der in dem gespannten Gegensatz zwischen »Ost« und »West« seit vielen Jahren wirksam gewesen und noch nicht beendet ist. Sowjet-Rußland nicht nur, sondern die gesamte Sowjetunion propagiert seit der Oktober-Revolution, d. h. seit bald einem halben Jahr- hundert, ganz offiziell – und nicht nur durch die Partei, sondern auch durch die Regierung – den Feldzug gegen alle Art von Religion und für eine von Gott gelöste Welt- und Lebensan- schauung. Die Methoden sind zwar neu, aber die Sache selbst ist alt und älter als der Kommu- nismus, wenn wir dessen Beginn in Karl Marx und seinen Zeitgenossen sehen wollen, was für den heutigen Kommunismus zutreffen dürfte. Aber bereits im vorangehenden Jahrhundert hatten die fortschrittlichen Denker die Abkehr von der Kirche wie von der Religion im allgemei- nen gefordert und gefördert, bis hin zu Voltaires klassischem Spruch: »Ecrasez l’infame«, radiert sie aus, die Verfluchte, die Bösartige! – Religion, das »Opium des Volkes«, womit die Leute sich berauschen und benebeln, statt etwas zu tun; Religion, das Hindernis für allen Fort- schritt! Die Kritik war weder im 18. noch im 19. Jahrhundert unberechtigt: Religion und Kir- che waren konservativ und wirkten oft im Sinne einer starren Reaktion. Es ergab sich daraus die traditionell gewordene Gegnerschaft zwischen Sozialismus und Kirche: Ein Sozialist läßt sich nicht mit der Kirche ein, und die Kirche erkennt ihrerseits den Sozialisten gegenüber keine Verpflichtung an, sondern entwickelt sich zum geschworenen Feind aller sozialistischen Bestrebungen. Im Augenblick sind die Fronten nicht mehr so klar und scharf zu unterschei- den: Der Sozialismus – bei uns nur noch durch die SPD dargestellt – hat seine Haltung we- sentlich, und auch der Kirche gegenüber, geändert, und die Kirchen ihrerseits sehen im Sozia- lismus nicht mehr nur den Gegner, auch nicht in dem Sozialismus, der als Kommunismus zur Weltmacht geworden ist. Die Meinung darüber, ob man in der Annäherung nicht schon zu weit gegangen ist, bleibt bislang sowohl im sozialistischen wie im kirchlichen Lager geteilt. Wer eine entscheidende Auseinandersetzung zwi-[75]schen dem westlichen Leben und dem östlichen Kommunismus für absolut erforderlich hält, wünscht natürlich keine echte Verständigung und darum auch keine irgendwie positive Annäherung. Vor allem wünscht er aber, das leicht entzündliche Propagandamaterial »Kampf den Atheisten!« nicht aus der Hand zu geben, weil es starke Wirkungen hat und so leicht gar nicht zu ersetzen ist. Jeder unter uns, der über einen größeren Bekanntenkreis verfügt, wird Menschen keimen, die völlig ohne religiöses Interesse leben, aber um politischer Ziele willen den Atheismus verdammten, um damit Stim- mung gegen den östlichen, kommunistischen Sozialismus zu machen. Ebenso gibt es manche Atheisten, denen es aus politischen Gründen darum zu tun ist, das Versagen der »christlichen« Nationen mit ihrer religiösen und christlichen Weltanschauung in bezug zu setzen, weil sie die Gegner so als Heuchler herabzusetzen in der Lage sind, was erfahrungsgemäß bei der Masse

Mensch erhebliche Entrüstungsgefühle mobilisiert, also ein gutes, effektives Propagandamittel sein kann. Und gerade weil solcher Mißbrauch von Religion und Christentum heute an der Tagesordnung ist, ein Mißbrauch, mit dem man andere Absichten erfolgreich tarnt und zum Zuge bringt, deshalb müssen wir diesem Fragenkreis einige Aufmerksamkeit widmen, um zu einer möglichst richtigen Beurteilung und zu einem möglichst gerechten Verhalten zu gelangen.

Was ist denn ein Atheist? Nun, ein Mensch, der bewußt ohne die Vorstellung »Gott« denkt und lebt, der – um seine Meinung über Gott befragt oder auch ohne danach gefragt zu sein – die Existenz, das Vorhandensein Gottes leugnet und – mehr oder weniger leidenschaftlich – bestreitet. Der Nicht-Atheist – das Gegenstück zum Atheisten – ist ein Mensch, der mehr oder weniger ernsthaft, in jedem Falle indessen grundsätzlich mit der Existenz, dem Vorhandensein Gottes rechnet.

Zwischen diesen beiden Positionen »Es gibt einen Gott« und »Es gibt keinen Gott« ist natürlich noch eine dritte Haltung möglich. Sie ist sogar die am meisten verbreitete, wenn auch oft uneingestandene Haltung, und im Grunde doch die allein ehrliche, indem sie zugibt und bekennt: Ich weiß es nicht! Denn Gottes Existenz ist mit unserem menschlichen Verstand ebensowenig zu beweisen wie Gottes Nicht-Existenz: Unser Verstand weiß es wirklich nicht; darum ist auch jeder Fanatismus auf beiden Seiten gegen die andere Meinung unsinnig und lächerlich. Ich kann und darf von niemand fordern, eine von [76] mir anerkannte Tatsache als Tatsache anzuerkennen, wenn und solange ich ihm den Beweis schuldig bleiben muß. Die einzige Möglichkeit, die verbleibt, heißt Toleranz, die die ebenfalls unbewiesene und unbeweisbare Auffassung des anderen toleriert, erträgt.

Wo diese Toleranz nicht geübt wird, ist die Schuld daran menschlicher Torheit zuzuschreiben, die meint, ihre eigene Auffassung beweisen zu können, was sie nicht *kann*, oder aber menschlicher Bosheit, die dem freien, d. h. verantwortlichen Denken aus irgendwelchen Absichten heraus Zwang und Gewalt antut, was sie nicht *dürfte*. In der Geschichte hat es beides gegeben, und zwar auf beiden Seiten: Man hat geglaubt, Gottes Sein oder Gottes Nichtsein beweisen zu können, und man hat Gewalt angewendet, um Menschen zur Anerkennung oder auch zur Leugnung der Existenz Gottes zu zwingen.

Von hier aus ist es klar: Die Anerkennung wie die Leugnung Gottes sind nicht moralisch zu qualifizieren; die Anerkennung Gottes ist nicht etwa »gut«, und seine Leugnung ist nicht etwa »böse«. Gut oder böse ist die Weise, wie sich der betreffende Mensch (ob Gottesbekenner oder Gottesleugner) dem Andersdenkenden gegenüber verhält. »Atheist« darf also kein Schimpfwort sein oder werden.

Von hier aus ist weiter klar: Wer behauptet, daß Gottesbejaher und Gottesleugner nicht bei einander leben, nicht »koexistieren« können, der bestreitet die Möglichkeit menschlichen Daseins überhaupt. Der muß – notfalls mit Zwang – entweder alle zu Gottesbejahern oder aber alle zu Gottesleugnern machen wollen; das aber wäre und ist – so herum und so herum – böse und unmenschlich!

Tatsächlich leben denn auch Atheisten und Nicht-Atheisten seit Menschengedenken beieinander; jeder von uns hier lebt mit Atheisten zusammen – oft ohne es auch nur zu ahnen. Es stört nicht, und wenn es stört, dann schränkt man den Verkehr auf das Notwendigste ein und sucht sich andere Freunde; aber – man bekämpft sich nicht! Mit welchen Waffen sollte das auch geschehen? Die Wahrheit der einen oder der anderen Anschauung ist nicht zu beweisen; vielleicht könnte man sich (jedenfalls unter verständigen Menschen) unter Zweckmäßigkeit- oder Nützlichkeitsgesichtspunkten einigen, wenn man also nachweisen könnte, daß es bei den

Atheisten weniger Fleiß, aber mehr Verbrechen usw. gäbe. Ein Beweis wäre das freilich nicht, und das Resultat würde heute gewiß nicht gegen den Atheismus, jedenfalls nicht [77] gegen den in der »östlichen Welt«, sprechen. Wir Menschen können nur beide Ansichten und Haltungen als Möglichkeiten stehenlassen!

Wir sollen uns auch hüten zu meinen, daß der im Osten propagierte Atheismus uns zu einer Gegenpropaganda verführen müßte; aber mit Propaganda ist hier gar nichts zu machen, weil es keine Beweise pro oder contra gibt. In Rußland hat man nun seit 47 Jahren die Propaganda mit der Behauptung unterbaut, der Atheismus sei »wissenschaftlich«. Das ist Unsinn, und die neue Generation wissenschaftlich Gebildeter glaubt das nicht mehr, weil sie weiß, was wissenschaftliches Denken ist und verlangt. Die Erfolge der angeblich wissenschaftlichen Religionsbekämpfung sind denn auch derartig, daß der Atheismus in Rußland prozentual sicher nicht mehr Vertreter aufzuweisen hat als bei uns. Das wird sich von selber wieder hinfinden zu der Erkenntnis: Über Gottes Existenz oder Nicht-Existenz kann menschliches Denken keine Antwort finden, die Anspruch auf Beweiskraft erheben könnte: Ignoramus, ignorabimus. Wir wissen's nicht!

Aber wir sind ja nicht nur als denkende Wesen mit der Frage des Atheismus konfrontiert; als solche haben wir keine Antwort außer dieser. Wir sind ja Christen und wissen, daß unser Christentum nicht etwa nur der Überzeugung lebt, daß Gott ist und existiert, was auch anders sein könnte, da das ja niemand mit überzeugender Gewißheit und durch den Appell an das logische Denken des andern unter Beweis stellen kann. Als Christen haben wir's nicht zuerst denkend mit Gott zu tun, sowein wir etwa mit unserem leiblichen Vater durch unser Denken verbunden sind. Die Glaubensverbindung mit unserem himmlischen Vater entspringt einer persönlichen Begegnung mit einer menschlichen Person. Diese Begegnung haben wir weder gesucht noch selber zustande gebracht: Sie ist passiert. Jesus ist uns begegnet, unser Glaube hat ihn als Herrn erkannt und anerkannt, wie wir's mit Luthers kleinem Katechismus bekennen: »Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr!« Dieser Glaube ist nicht das Ergebnis meines Denkens, sondern ein persönliches Verhältnis, das mich auch in ein persönliches Verhältnis zu Gott bringt, zum »Vater«. Jesus sagt denen, die ihn sehen: »Wer mich sieht, der sieht den Vater«; und »niemand kommt zum Vater denn durch mich!« Solch eine persönliche Verbundenheit kann niemals – auch da nicht, wo sie sich zwischen zwei Menschen ereignet – denkend erklärt und gewiß gemacht werden, aber sie ist da [78] und ist gewiß da. Als Glaubender kann ich kein Atheist sein; aber ich werde kein Glaubender dadurch, daß ich das Gegenteil von einem Atheisten – Gottesbejaher – bin. Auch als Atheist kann ich Jesus begegnen und durch ihn auch zum Vater gebracht werden, und dann und damit hat dann auch der Atheismus ein Ende; denn wenn ich dem Vater begegne, kann ich nicht mehr sagen: »Er existiert nicht!« Ob ich aber behaupte, daß Gott existiert, ohne daß diese Begegnung mit Jesus stattfindet, oder ob ich das Gegenteil behaupte, das macht nichts Wesentliches aus; denn daß Gott existiert, das glauben nach dem Zeugnis des Jakobus-Briefes auch die Teufel – »und zittern«. Es hilft ihnen nichts, und es hilft uns nichts. Alles hängt daran, daß aus der persönlichen Begegnung mit Jesus Christus ein persönliches Verhältnis entsteht; denn das ist Glaube. Das ist das Wunder des Glaubens!

Ich bringe dies Wunder nicht zustande: Es widerfährt mir, und ich kann es ablehnen und zerstören, wie wir jedes persönliche Verhältnis zwar nicht schaffen, wohl aber zerstören können, zwischen Vater und Kind, zwischen Mann und Frau, zwischen Freunden. Dies persönliche Verhältnis hat auch keine Vorbedingungen; ich muß nicht erst aufhören, ein Atheist zu sein, damit Jesus Christus mir begegnen kann und mich zum Vater bringt. Wenn er das tut, dann hört der Atheismus von selber auf.

»Christus und die Atheisten« heißt unser Thema. Und das ist eine frohe Kunde, daß es nicht

nötig ist, daß der Atheist erst einmal von seinem Atheismus erlöst werden muß, damit Jesus sich seiner annehmen kann. Der Atheist kann ja normalerweise nichts dafür, daß er ein Atheist ist. Woher soll er denn um Gott etwas wissen, solange er Jesus nicht kennt; denn alles bloße Wissen über Gott hilft uns nichts, solange wir nicht zum Vater kommen, solange uns das Wunder des Glaubens nicht geschenkt wird. Man kann die ganze Bibel wissen, man kann das alles für wahr halten und unterschreiben, man kann für diese Überzeugung leiden und sterben! Etwas Entsprechendes kann der Atheist auch tun, und ich habe solche gekannt. Doch das alles ist noch kein Glaube, und das alles ist auch keine Vorbedingung für den Glauben, die es ja gar nicht gibt. Wir wissen nichts von einer Begegnung Jesu zur Zeit seiner Erdentage mit einem Atheisten; gut, daß wir wenigstens wissen, daß er als ersten den Schächer mit in sein Reich genommen hat, einen Menschen, dem gewiß alle uns erdenklichen Vorbedingungen-[79]gen fehlten; aber Jesus stellt keine Vorbedingungen, er ist gekommen und kommt auch noch heute, »*Sünder selig zu machen*« (Lk 19,10). Wir dürfen deshalb nicht dem Wahn verfallen, ein Atheist sei vom Heil der Erlösung weiter entfernt als jemand, der an die Existenz Gottes »glaubt«. Solcher »Glaube« hat mit Christus gar nichts zu tun; und es ist sinnlos, einen Atheisten zur Anerkennung der Existenz Gottes zu bringen. Schon die Diskussion, ob es Gott gibt oder nicht gibt, ist sinnlos, weil der Sieg in einer solchen Aussprache dem zufällt, der geschickter ist, nicht aber dem, der Christus braucht, der der einzige Beweis für Gottes Existenz werden kann, wo in der Begegnung und Konfrontation mit ihm das Wunder des Glaubens geschieht. Christus (und das ist der Ehrenname, den Gott dem Jesus von Nazareth nach dem Zeugnis des Paulus gegeben hat, Phil 2,9-11) fragt nicht, ob einer, der zu ihm kommt, Atheist oder »Theist« war; Christus fragt nur, ob Theist oder Atheist ihm trauen, seine Gabe annehmen und ihn als Herrn haben und anerkennen wollen.

Das bedeutet für die Gemeinde Jesu eine Aufgabe – und sie ist gewaltig. Es wäre leicht, sich über die Atheisten zu ereifern und sie als völlig hoffnungslose Fälle links liegenzulassen. So ungefähr verfährt das »Christentum« mit den Atheisten und fühlt sich dabei noch im guten Recht. Als Christen, die nicht sich selber, sondern dem Herrn Jesus Christus gehören, kommen wir so billig nicht davon. Er fragt uns, ob wir seinem Auftrag gefolgt sind, die Botschaft von ihm auszurichten an alle Kreatur. Wir können und dürfen uns von keinem abwenden, als ginge er uns nichts mehr an, wir haben ihm denn das Zeugnis von Jesus gebracht, von dem Herrn, der gesandt wurde und gekommen ist, die verstreuten und verirrten Kinder des Vaters zu suchen und zu holen, damit sie durch ihn und mit ihm zum Vater kommen.

Die Christenheit, wir in der deutschen Christenheit meiner Generation haben hier viel versäumt. Ich erzähle heute gern von dem Alptraum, der mich 1945 gleich nach meiner Heimkehr vom KZ und von der Deportation wochenlang heimsuchte: Hitler steht vor Gottes Gericht. Als er gefragt wird, ob er etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe, antwortet er: »Mir hat ja keiner das Evangelium gesagt!« Da wachte ich schweißgebadet auf und wußte, die nächste Frage geht an dich: »Du warst doch einmal mit diesem Mann zusammen. Warum hast du ihm das Evangelium nicht gesagt?« Der Traum hat sich [80] dann ausgewirkt in der Rede¹, die ich im August 1945 beim Treffen der Kirchenführer Deutschlands in Treysa halten mußte über die Schuld und Buße der Kirche, und das fand dann seinen Niederschlag in der Stuttgarter Schulderklärung im Oktober des gleichen Jahres: »Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht fester geglaubt, nicht treuer gebetet und nicht brennender geliebt haben.«

¹ Martin Niemöller sprach auf der Konferenz vom 27. bis 31. August 1945 im Auftrag des Reichsbruderrates, warnte vor kirchlicher Restauration, der gegenüber die Bekennende Kirche weiterhin ihr Wächteramt ausüben werde, und sagte: »Die eigentliche Schuld liegt auf der Kirche; denn sie allein wußte, daß der eingeschlagene Weg ins Verderben führte, und sie hat unser Volk nicht gewarnt, sie hat das geschehene Unrecht nicht aufgedeckt oder erst, wenn es zu spät war« (Treysa 1945, Heliand-Verlag Lüneburg).

»Christus und die Atheisten«, das ist eine Angelegenheit, die uns angeht, ob wir uns nämlich als Jesu Jünger um diese Gotteskinder gemüht (und in der rechten Art gemüht) und ihnen diese Begegnung mit Jesus vermittelt haben, statt mit ihnen über ihre und unsere Gedanken über Gott oder Nicht-Gott zu streiten, wozu wir keinen Auftrag und keine Vollmacht hatten, oder ob wir uns gar selbstzufrieden und behaglich im Ghetto unserer christlichen Gemeinde mit dem Gedanken getröstet haben: Gottlob, daß wir keine Atheisten sind! Damit wäre gar nichts gewonnen, aber viel versäumt und verloren, weil »Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen!« Die Wahrheit aber heißt: Jesus Christus! »Ich bin die Wahrheit, der Weg, das Leben!«

II. Christus und die Gleichgültigen

Wenn wir gestern abend beim Thema: Christus und die Atheisten feststellen mußten, daß wir von einer Begegnung Jesu mit einem »Atheisten« aus seinen Erdentagen nichts wissen, so haben wir hier, wenn wir heute von seinem Verhältnis und Verhalten zu den »Gleichgültigen« handeln wollen, eine ähnliche Lücke zu beklagen: In den Evangelien finden wir jedenfalls niemand, den wir unter die »Klasse« der Gleichgültigen einreihen könnten. Hier wird uns Bericht über Begegnungen [81] Jesu mit allen möglichen Menschen gegeben; unter ihnen mögen auch »Gleichgültige« gewesen sein, die an Jesus als Christus und Messias in gar keiner Weise interessiert waren; aber die Uninteressiertheit, die Gleichgültigkeit stand die Begegnung anscheinend nirgendwo durch; sie wurden entweder ergebene Anhänger oder aber bittere Gegner Jesu Christi. Keinem, von dem wir hören, daß er mit Jesus persönlich Kontakt bekam, gelang es, »gleichgültig« zu bleiben; und die Gleichgültigkeit der törichten Jungfrauen wie der ungetreuen Knechte und Haushalter, die in Jesu Gleichnissen und Geschichten vorkommen, macht sich immer und nur in der Abwesenheit des Herrn geltend. Jesu Gegenwart duldet offenbar keine Gleichgültigkeit: Wo Jesus ist, da wird Stellung genommen – für oder wider ihn; da bleibt keiner neutral, weil es dann Entweder – Oder heißt, entweder Liebe oder Haß, entweder Freund oder Feind, entweder Leben oder Tod! Wirkliche Gleichgültigkeit begegnet uns erst im letzten Buch des Neuen Testaments in der »Offenbarung« an die letzte der sieben Gemeinden, Laodicea. Und es ist ein schauriges Bild, was uns da begegnet: »Ach, daß du kalt oder warm wärest; weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.« (Offb 3,15f) »Lau«, das ist das Schrecklichste, was innerhalb der Gemeinde Christi passieren kann; und »lau«, das heißt doch wohl »gleichgültig«. Aber die Gleichgültigkeit ist natürlich nicht auf die christliche Gemeinde beschränkt, wenn sie da auch besonderer Kritik unterzogen werden muß. Wo die Botschaft verkündet wird, da gibt es immer wieder »gleichgültige« Zuhörer, die nicht weiterkommen und gar nicht weiterkommen wollen, weil sie in der Tiefe eben gleichgültig sind. So die Leute in Athen: »Was will dieser Schwätzer (Luther übersetzt: ›Was will dieser Lotterbube?‹) sagen?« (Apg 17,18) Die Atheisten sind nicht gleichgültig; sie haben eine Ansicht und vielleicht eine Überzeugung, die sie u. U. durchaus mit anderen teilen möchten; der Gleichgültige läßt den Dingen ihren Lauf mit der einzigen Sorge, daß man ihn damit in Ruhe und Frieden läßt: Es ist ja so irrelevant. Ob Gott ist oder nicht, ob Gott sich auf irgendeine Weise kundtut oder nicht, ob er mich anzusprechen versucht oder jemand anders, mir ist das uninteressant und egal. Ich habe andere Interessen, zumal ich ja als Wissenschaftler, als Künstler, als Philosoph oder als Techniker genug andere Dinge aufzuhellen und darzustellen habe, und das langt mir völlig! Solche »Gleichgültigkeit« ist die eigentlich normale Haltung [82] der Kirchenglieder, die einmal getauft und vielleicht auch noch konfirmiert wurden, die aber das, was man »christlichen Glauben« nennt, irgendwo abgestellt haben, vielleicht mit dem Gedanken, es im Bedarfsfall wieder

hervorzuholen. Aber der Bedarfsfall tritt in den meisten Fällen nicht ein – oder wo er eintritt, wie bei der Einsegnung der Ehe oder bei Familienereignissen, da wird die Wand der Gleichgültigkeit doch nicht durchbrochen. Man »gehört« weiterhin zur Kirche, man zahlt seine Kirchensteuer, man geht auch einmal im Jahr zur Kirche zur Christvesper mit den Kindern oder zum Totensonntag, wenn ein Todesfall eingetreten ist. Aber das ist's dann auch! Ich sagte, daß solche Gleichgültigkeit eine im Grunde normale Haltung sei. Das wird ja sehr deutlich und in Zahlen nachweisbar, wenn man die Zahl der Gottesdienstbesucher mit der Seelenzahl vergleicht, die im Bereich einer Kirchengemeinde wohnhaft und zu Hause sind. Es galt vor Zeiten einmal als Bürgerpflicht, am sonntäglichen Gottesdienst teilzunehmen; davon blieb für viele Jahrzehnte ein Brauch und eine Sitte, die sich in ländlichen Verhältnissen hier und da noch bis heute gehalten hat: *Eine* Person muß am Sonntag den Hof oder die Familie in der Kirche vertreten; aber im allgemeinen nimmt nur noch der am Gottesdienst teil, der nicht gleichgültig ist, sondern sich selber zu solcher Teilnahme entschließt, und das sind zur Zeit in der Gegend meiner südhessischen Kirche nirgendwo im Durchschnitt mehr als 5 %, aber in den Großstädten erheblich weniger. Man muß also wohl sagen, daß jedenfalls in den Landeskirchen die über neunzigprozentige Mehrheit der Getauften zu den »Gleichgültigen« zählt, soweit sie nicht Atheisten sind, die aus irgendwelchen Gründen ihre Gliedschaft oder Mitgliedschaft in der Kirche beibehalten. Es gibt solche Gründe mannigfacher Art. Nach dem Ende des Dritten Reiches sind viele tausend wieder in die Kirche eingetreten, weil ihr Kirchenaustritt zur Hitlerzeit einem allgemeinen Zug der Zeit entsprechend geschehen war; nun war im Zug der Zeit ein Kurswechsel eingetreten, und man folgte wiederum dem neuen Zug der Zeit, ohne irgendwelche weiteren Konsequenzen daraus zu ziehen: vollendete, absolute Gleichgültigkeit! Man will nur nicht auffallen. Eine nicht geringe Zahl durchaus gleichgültiger Menschen verbleibt in der Kirche, weil sie zwar am christlichen Glauben nicht interessiert sind, aber doch einen Restbestand sogenannter christlicher Prinzipien für hilfreich und notwendig zur Erhalt-[83]ung der allgemeinen Moral, besonders auch in der Erziehung der jungen Generation, ansehen. Die große Menge der in Wahrheit völlig gleichgültigen Namenschristen gibt die kirchliche Zugehörigkeit einfach deshalb nicht auf, weil ja keine andere geistig-geistliche Organisation vorhanden ist und weil man ohne eine solche Rückzugsstellung für den Fall eines Falles nicht sein möchte. Es gibt noch viele andere Motive, die auch den in Wahrheit völlig Gleichgültigen dazu bewegen, seine offizielle Kirchenzugehörigkeit beizubehalten: persönliche und familiäre Rücksichten, geschäftliche und politische Interessen u. a. m. Wir kranken da noch an Folgeerscheinungen des Staatskirchentums, mit denen wir immer noch nicht fertig geworden sind, und seit 1945 suchen wir sogar einige übriggebliebene Vorrrechte, die dem Christentum als Staatsreligion zugewachsen waren, vom heutigen Staat garantiert zu bekommen. Daß diese Vorrrechte erheblich dazu beitragen, daß die Christenheit eine Riesenlast von Gleichgültigen mitschleppt, wird dabei leider außer acht gelassen. Mir will seit langem scheinen, daß die Christenheit besser fährt, d. h. ihren Auftrag, für den sie da ist, besser erfüllen kann und besser erfüllt, wenn der Staat sich völlig von der Kirche, die Kirche sich völlig vom Staat löst. Die heute üblich gewordenen Staatsverträge machen zwar die Kirchen nicht vom Staat abhängig; man könnte wohl eher sagen, daß der Staat sich in mancher Hinsicht von der Kirche dreinreden lassen muß, z. B. bei der Beauftragung von Lehrern mit dem Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen oder bei der Berufung von theologischen Professoren an die staatlichen Universitäten. Das ist auch wohl richtig und gut, solange Religion als ordentliches Lehrfach der Schule beibehalten wird und solange es theologische Fakultäten in den staatlichen Universitäten gibt. Aber die übergroße Menge der in Wahrheit gleichgültigen getauften Kirchensteuerzahler zählen als kirchlicher Teil der Bevölkerung und werden auch in der kirchlichen Öffentlichkeit als Christen gezählt; aber was haben sie im Grunde mit Christus überhaupt zu tun? Und was hat Christus mit ihnen zu tun? Christus und die Gleichgültigen! Das Und im heutigen Thema bedeutet jedenfalls nicht, daß da eine wirkliche, und das heißt: eine lebendige Verbindung bestünde. Und es müht sich auch niemand darum, diese

Verbindung zu schaffen; man tut vielmehr so, als wäre sie da. In der Weltstatistik der Religionen werden diese 95 % als Christen gezählt, obgleich sie außer der [84] Taufe, die sie fast alle als Säuglinge empfingen, und vielleicht noch der Konfirmation, ohne die ein anständiger junger Mensch nicht ins Leben hinausgeht oder hinausging, mit Christus nie etwas zu tun hatten, sicherlich aber heute gar nichts zu schaffen haben. Es ist erstaunlich, wie wenig Interesse von Seiten der Kirche für diese große Majorität ihrer »Glieder« aufgebracht wurde. Für die Einziehung ihrer Kirchensteuer ist gesorgt und wird gesorgt; aber das ist denn auch alles – alles bis auf die sogenannten »volksmissionarischen« Bemühungen. Da geht es ja wohl darum, die Verbindung zwischen Christus und diesen »Gleichgültigen« herzustellen. Evangelisationen und volksmissionarische Vorträge und Veranstaltungen (wie Zeltmissionen) sollen das Interesse beleben, haben es hier und da wohl auch belebt. Aber das geschah hundert Jahre lang durch freie Vereinigungen und nicht durch die Kirche als solche, und das stand und steht in gar keinem Verhältnis zum Umfang der Aufgabe. Heute hat die Kirche angefangen, sich der Sache anzunehmen, aber das scheint ihre Kräfte zu übersteigen. Und der rechte Weg ist auch noch nicht entdeckt: Zu den Evangelisationen kommen die Gleichgültigen nicht, weil gerade das sie nicht interessiert. Und nicht einmal ein Billy Graham, der vor Jahren immerhin – wenn ich nicht irre – 70 000 Menschen ins Frankfurter Stadion brachte², bringt die eigentlich Gleichgültigen in Bewegung. Das ist auch nicht weiter verwunderlich: Der Gleichgültige braucht die persönliche Ansprache; auf die Einladung zum Kommen hören »Mühselige und Beladene«, Menschen, die etwas nötig haben und darum wissen und danach suchen; der Gleichgültige hat ja nichts nötig bzw. ist der Überzeugung, daß er das, was er nötig hat, in der Kirche und bei ihren volksmissionarischen Veranstaltungen doch nicht findet. Zu ihm muß man hingehen, was gerade in der Volksmission erst jetzt wirklich geschieht, wo Evangelisationen durch »Hausbesuche« vorgearbeitet werden. Es ist seltsam, wie unsere nichtgleichgültige Christenheit den Auftrag: »*Gehet hin in alle Welt und predigt die Frohe Botschaft aller Kreatur!*« (Mk 16,15), schon vor 200 Jahren aufnahm und in der sogenannten »Äußeren Mission« bei den Heidenvölkern in fernen Erdteilen begann, ohne Hilfe der damaligen Staatskirchen, die daran nicht interessiert waren, weil der Staat dort keine Interessen hatte. Heute haben's die Kirchen gelernt, daß sie ohne Mission gar nicht Kirche sind, weil sie ja nur für eine missionarische Aufgabe in dieser Welt existieren. So hat es [85] der Herr angeordnet, als er seine Jüngerschar auf Erden zurückließ. Aber heute schließen sich in der ganzen Welt die Tore für europäische Missionare gerade in dem Augenblick, da die Kirchen die Mission als ihren eigenen Auftrag erkannt haben. Vielleicht eine sehr glückliche Fügung unseres Herrn: Die jungen christlichen Kirchen auf den alten Missionsfeldern fangen ihr Dasein mit dem missionarischen Auftrag an, den sie jetzt übernehmen müssen, und die alten Kirchen in Europa bekommen die Augen dafür geöffnet, daß sie ja mitten in ihrem Missionsgebiet drin sind. Wir leben nicht in einem christlichen Volk, und würden auch dann noch kein christliches Volk sein, wenn die gesamte Bevölkerung getauft wäre. Die 95 % Gleichgültigen haben keine Verbindung mit dem Haupt, mit dem, den wir unseren Herrn heißen; ihnen müßte und muß die Frohe Botschaft gebracht werden, was wir ganz schmählich vernachlässigt, unterlassen und übersehen haben. Eine gewaltige Aufgabe! Hier ist nicht nur ein Schaf verlorengegangen, hier ist eine ganze Herde in der Wüste verstreut und muß verdursten und verkommen, wenn die Gemeinde der Glaubenden nicht wach wird und sich nicht ans Werk begibt. Mission heißt heute für uns Volksmission, und dazu wird jeder gebraucht, nicht nur eine Gruppe von Volksmissionaren, sondern der Christ in seinem Beruf und in seiner Alltagsarbeit, die ihn täglich mit solchen verirrten und verlorenen, getauften und gleichgültig gewordenen Mitmenschen zusammenbringt. Viele von ihnen warten am Ende auf solchen brüderlichen Anspruch und Zuspruch; denn der Gleichgültige ist nicht glücklich und zufrieden, wie es zunächst scheinen

² Es handelt sich um Billy Grahams Evangelisationsveranstaltung im Frankfurter Stadion am 21. Juni 1955, zu der 40.000 Besucher erschienen. Martin Niemöller hielt als Kirchenpräsident der *Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau* die Schlussrede.

mag; er traut es nur der Kirche, der Gemeinde Jesu gar nicht zu, daß sie ihm etwas zu bringen und zu geben hat, weil seine Not vielleicht – und sehr häufig ist das so – gar keine religiösen Züge und Merkmale aufweist. Das ist ja der gewöhnliche Ursprung solcher Gleichgültigkeit, daß jemand den Eindruck gewinnt: Was dort – in diesem Fall in der Kirche und bei den Christen – getrieben und behandelt wird, bedeutet für mich im Grunde nichts oder doch so wenig, daß ich dafür keine Zeit und Kraft zu opfern bereit wäre. Wir Christen wissen freilich, daß die uns aufgetragene Botschaft auch die Gleichgültigen meint und auch für solche Leute Frohe Botschaft sein will. Es gibt heute *eine* notvolle Frage, auf die auch der Gleichgültige ansprechbar ist, weil er selber sie kennt und fragt: Es geht dabei ums Leben selbst. Wohin führt der Weg, den wir seit Jahr-[86]tausenden immer weitergegangen sind nach dem uralten Gesetz, von dem gilt, daß es eine alles andere überragende Bedeutung hat. Es ist das Darwinische Gesetz der Selbsterhaltung. Das war das oberste Gesetz für den einzelnen Menschen sowohl wie für menschliche Gruppenbildungen: Familien, Stämme, Völker und Rassen. Und heute ist's am Ende oder doch dicht davor: Das Recht des Stärkeren funktioniert nicht mehr; er kann nicht mehr auf Kosten des Schwächeren leben, weil der Schwächere den Stärkeren in seinen Untergang mit hineinziehen kann. Diese Entwicklung ist sozusagen über Nacht gekommen, und zunächst bezieht es sich erst auf zwei Staaten mit ihren Völkern: Amerika und Rußland. Aber die Entwicklung kann nicht mehr rückgängig gemacht werden: Bald werden alle Staaten und Rassen in der Lage sein, dem Stärkeren den Gebrauch seiner Stärke mit der Vernichtung allen Lebens heimzuzahlen. Das Wort Jesu ist dann als wirksam und allgemeingültig erwiesen: »Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren!« (Mt 16,25) Das geht jeden an, und da hört jede Gleichgültigkeit auf. Jeder ist heute unausweichlich mit der Frage konfrontiert, wie wir Menschen beieinander und miteinander leben können, um nicht miteinander und aneinander zu sterben. Auch der Gleichgültigste kann dieser Frage nicht entgehen; sie heißt in anderen Worten: Was kann geschehen und was müssen wir tun, um die Unmenschlichkeit nicht zum Siege kommen zu lassen, was den Untergang der ganzen Menschheit durch sich selbst zur Folge haben müßte? Wir müssen wahrhaft menschlich werden und wahrhaft menschlich miteinander umgehen. Wie das zu erreichen und zu schaffen ist, das ist die Frage, der gegenüber heute niemand gleichgültig bleiben kann. Und auf diese Frage antwortet Christus Jesus und bezeugt uns, daß er der wahrhaft menschliche Mensch ist, der in keiner Weise dem Gesetz der Selbsterhaltung verhaftet ist und dem Recht des Stärkeren völlig entsagt. Er lebt, trägt, leidet und erduldet das große Gebot wahrer, schöpfungsgemäßer Menschlichkeit. Das heißt: gehorsame Liebe zu Gott und helfende, dienende Liebe zum Mitmenschen. So hat Gott den Menschen gewollt und geschaffen: als sein Kind und Ebenbild und zugleich als Bruder des Mitmenschen; und so steht das Bild Jesu von Nazareth vor uns. So ist er, und so begegnet er uns im Zeugnis und in der Verkündigung, die er seiner Gefolgschaft aufgetragen hat. Das geht alle an, und dem muß sich auch der Gleichgültigste stellen. Von »Sünde« [87] und »Gnade« und »Erlösung« zu sprechen, das findet bei den Gleichgültigen kaum Eingang, weil das alles einen »religiösen« Geschmack oder Beigeschmack hat; aber von Unmenschlichkeit und mitmenschlicher Solidarität und Verwirklichung unserer Menschlichkeit können wir als Jünger Jesu sprechen und damit heute überall Interesse und Anteilnahme – auch bei den sonst ganz Gleichgültigen – wecken! Denn Jesus, der Christus, ist Heiland und Retter für die ganze Welt und für alle Menschen, auch für die, denen jeder religiöse Sinn abgeht; denn Gott begegnet seinen Menschenkindern als ihr menschlicher Bruder, Helfer und Freund, nicht weil sie ihn suchen – sie sind ja zum allergrößten Teil Gleichgültige –, sondern weil er sie sucht und wiederhaben will. Sie begegnen einem Menschen, der wahrhaft Mensch und wahrhaft menschlich-mitmenschlich ist, und wissen zunächst nur: Das ist etwas ganz Besonderes, der ist etwas ganz Besonderes – Johannes der Täufer, Elia, einer der alten Propheten? Wir können nicht mehr tun, als unseren Botendienst ausrichten und den Gleichgültigen im Auftrag des Christus Jesus sein Bild vor die Augen stellen, den Menschen, der wahrhaft menschlich ist und so seine Bestimmung erfüllt, ohne irgendwie sich selber zu wollen, der aber uns dienen und helfen will, ihm seine mitmenschliche, brüderliche Liebe zu glauben. Daraus mag dann –

es steht nicht in unserer Macht, es zu schaffen, aber Gott tut das in seiner Menschenfreundlichkeit und Vaterliebe – wahrer Glaube geboren werden, der mit dem Jünger Petrus auf die Frage Jesu: »Wer, sagt denn ihr, daß ich sei?« die Glaubensantwort gibt: »Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!« (Mt 16,15f)

III. Christus und die Christen

An diesem letzten Abend der Reihe wollen wir uns Gedanken machen über die Beziehung des Christus zu den Christen. Das ist kein leichtes Unterfangen, weil man sich zwar sehr schnell darüber einigen kann, was man unter »Atheisten« versteht und verstehen muß; und die Bezeichnung »Gleichgültige« macht auch keine Schwierigkeiten, wenn auch die Ursachen der Gleichgültigkeit sehr verschieden und manigfach sein mögen. Dahingegen ist der Begriff »Christen« alles andere [86] als klar: Es gibt ja auch Atheisten, die »Christen« sind; und gleichgültige Christen stellen die große, übergroße – bei uns mehr als neunzigprozentige – Mehrheit derer dar, die als Getaufte das Recht haben, sich Christen zu nennen und statistisch auch als »Christen« gezählt werden. Das heutige Thema meint offensichtlich diese Gruppen von »Christen« gar nicht, weil wir von ihnen gestern und vorgestern gehandelt haben; es versteht demnach unter Christen gar nicht einfach die Getauften, was sonst durchaus üblich geworden und gewesen und geblieben ist. Das lag ja auch deshalb nahe, weil die Taufe ein feststellbarer Tatbestand ist, den man zuverlässig registrieren kann. Wer getauft ist, zählt als Christ; wer nicht getauft ist, wird eben nicht als Christ mitgezählt. Wir wollen hier davon absehen, daß in der frühen Kirchengeschichte die Taufe zum Sakrament erklärt wurde, das eine geheimnisvolle Wirkung auf den Getauften und gewissermaßen seine Verwandlung zum Christen im Gefolge hatte. In der neutestamentlichen Gemeinde gibt es diese Auffassung noch nicht, sondern da ist die Taufe das Siegel auf den Glauben dessen, der sich taufen läßt; entscheidend aber, wenn auch nicht unwiderruflich, ist der Glaube und nicht die Taufe, wofür der später angefügte Schluß des Markus-Evangeliums die klassische Formulierung bringt: »Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.« Wer glaubt, der läßt sich taufen, wer sich aber taufen läßt und sich darauf verläßt, aber nicht glaubt, der betrügt sich damit selbst. Wir tun darum gut, hinter die Auffassung, daß die Taufe den Christen macht, ein Fragezeichen zu setzen; denn »ohne Glauben« – so steht's im Hebräerbrief zu lesen – »ist's unmöglich, Gott zu gefallen« (Hebr 11,6). Im Neuen Testament selber ist deshalb von der christlichen Gemeinde, der damals »jungen Kirche«, auch nirgendwo die Rede als von der Gemeinde der Getauften (obgleich sie alle getauft waren oder getauft wurden), sondern von der »Menge der Gläubigen« (so in der Apostelgeschichte), oder von der »Gemeinde Gottes«, den »Heiligen« oder »den in Jesus Christus Geheilten« – oder einfach »der Gemeinde« in Thessalonich oder anderswo (so in den Paulus-Briefen). Dazu wäre zu bemerken, daß der Ausdruck »heilig, geheiligt« nicht irgendeine ethisch-moralische Vorzüglichkeit besagen will, sondern, daß die Betroffenen aus bestehenden Verbindungen und Bindungen herausgenommen und in ein besonderes Zugehörigkeitsverhältnis zu Gott [89] durch Gott hineinversetzt wurden: Sie gehören Gott an und nicht mehr einer gottfernen oder gegen Gott aufbegehrenden Gruppe der »gefallenen« Schöpfung. Die Christen, von denen wir heute hier handeln wollen, sind also nicht die Christen, die nach weltlichem Sprachgebrauch eine christliche Religionszugehörigkeit besitzen und deshalb als »Christen« gezählt oder registriert werden, sondern solche Leute, die durch die Predigt des Evangeliums »bekehrt« und »gläubig« wurden und so zur Jüngergemeinde hinzugestan wurden. Im 11. Kapitel der Apostelgeschichte wird uns das sehr kurz und sehr klar deutlichgemacht, wenn wir dort lesen, daß die Gemeindeglieder, die sich in der Verfolgung, die dem Tode des Stephanus folgte, über die

umliegenden Länder zerstreuten, auch nach Antiochien kamen und dort den Griechen predigten. Dann heißt es weiter: »Und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn.« (Apg 11,21) Am Ende des kurzen Sachberichts steht dann: »Und es wurden die Jünger zuerst in Antiochien ›Christen‹ genannt.« (Apg 11,26) Darüber läßt das gesamte Neune Testament keinen Zweifel, daß zum Christsein das Glauben oder der Glaube wesentlich erforderlich ist, wie es denn zum unbestrittenen und allgemein anerkannten Satz geworden ist: »Der Glaube macht den Christen.« Wiederum klassisch in der Apostelgeschichte (8. Kapitel), wo uns die Geschichte vom »Kämmerer aus Mohrenland« berichtet wird, der vom Diakon Philippus, seinem zeitweiligen Reisebegleiter und Ausleger der Schrift, die Taufe begehrte und die Antwort bekommt: »Wenn du von ganzem Herzen glaubst, so mag es geschehen!« (Apg 8,37) Der Glaube stellt die Beziehung und Verbindung zwischen Christus und den Christen dar; in unserem heutigen Thema ist das »Und« sinnvoll und sinngefüllt: Christus ist ohne Christen, Christen sind ohne Christus nicht zu denken, und der Glaube ist das unentbehrliche, verknüpfende Band zwischen ihnen.

Das ist natürlich im Bilde gesprochen, und Bilder helfen nicht nur dazu, daß wir einen klärenden Eindruck von dem gewinnen, was sie vergleichsweise darstellen sollen, in diesem Fall eine wirkliche Beziehung und Verbundenheit zwischen Christus und den Christen, nämlich den Glauben. Bilder tragen auch die Versuchung in sich, daß wir uns mit diesem Eindruck begnügen und das weitere Nachdenken ersparen, in diesem Fall das Nachdenken darüber, was denn nun der Glaube ist, worin das Glauben besteht und eben nicht nur seine Wirkung – als [90] Band oder Brücke zwischen Christus und den Christen sondern sein Wesen und Inhalt: Woraus besteht dies Band, diese Brücke, die wir mit dem Neuen Testament als Glauben bezeichnen? Und wie wirkt es sich aus, wozu wird es von denen, die es miteinander verbindet, benutzt und gebraucht? Hier bleibt noch vieles zu bedenken und klarzustellen.

Was meinen wir Christen denn, wenn wir Glauben sagen? Darüber lassen sich dicke Bücher schreiben, und viele sind geschrieben worden. Es gibt eine ganze Menge Auffassungen darüber schon in der Bibel und im Neuen Testament selbst. Die bekannteste Darlegung finden wir am Anfang und dann auch in den vielen Beispielhinweisen in Hebräer 11: »Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht.« (Hebr 11,1) Im Anschluß an diese Einleitung folgen dann die zahlreichen Beispiele aus der Urväterzeit und der Geschichte Israels: Gemeint ist da mit »Glauben« das Vertrauen auf Gottes Aufträge, Zusagen und Verheißen, aber ein Vertrauen, das sich als Gehorsam und Befolgung dieser Gottesworte verwirklicht. Es ist eine große und bunte Fülle solcher Worte Gottes, in deren Annahme und Ausführung sich der Glaube an Gott bei den Angesprochenen manifestiert. Das wird auch im Neuen Testament fortgesetzt, insofern Jesus da als der Glaubende erscheint. Er hat ein Wort von Gott gesagt bekommen mit dem Auftrag, es weiterzusagen, und das tut er: »Das Wort, das ihr höret, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.« (Joh 14,24) Und soweit dies Wort Gottes Auftrag für ihn ist, erfüllt er des Vaters Wort in vollkommenem Gehorsam; nach dem Hebräerbrief hat er »wiewohl er Gottes Sohn war, doch an dem, was er litt, Gehorsam gelernt« (Hebr 5,8). Derselbe neutestamentliche Zeuge spricht von ihm als dem »Anfänger und Vollender des Glaubens« (Hebr 12,2), wie Paulus das im Philipperbrief bestätigt: »Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht.« (Phil 2,8f) Im Neuen Testament handelt es sich aber um mehr, als daß Jesus Gottes Wort weitersagt; er selber ist das Wort Gottes nach Aussage des Evangelisten Johannes: »Das Wort – Gottes – ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit.« (Joh 1,14) Dasselbe findet sich im Buch der Offenbarung: »Sein Name heißt: das Wort Gottes!« (Offb 19,13) An die Stelle des Glaubens an Gottes unmittelbare Worte tritt hier der Glaube an ihn, der das Wort Gottes für uns ist und der sprechen kann: »Glaubet an Gott und glaubet an mich!« (Joh 14,1) Der Hebräerbrief – und ich

muß ihn hier nochmals anführen – sagt: »Nach-[91]dem vor Zeiten Gott manchmal und mancherleiweise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn« (Hebr 1,1f) – Jesus, der Christus – das ganze und letzte Wort an seine Menschenkinder, wie die *Theologische Erklärung von Barmen* 1934 zu Beginn des Ringens der Bekennenden Kirche in ihrem ersten Satz sagt und bekennt: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.« Das meinen wir Christen, wenn wir Glauben sagen. Wir sind mit Jesus verbunden, in dem Gott zu uns spricht. Wir vertrauen nicht auf die Worte, die Gott zu anderen vor Zeiten gesprochen hat, zu uns spricht er als Person und in der Person Jesu Christi, und wir glauben an ihn, d. h. wir hören auf ihn und gehorchen seinem Ruf. Zwischen ihm und uns, zwischen Christus und den Christen besteht eine persönliche Beziehung; in ihm begegnet uns Gott persönlich, dazu wurde das Wort »Fleisch« und dazu wurde Christus aus dem Tode erweckt, damit er sagen konnte: »Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!« (Mt 28,20) Christus ist für den Glauben nicht eine historische Persönlichkeit von einst, sondern der lebendige und lebendig gegenwärtige Herr, mit dem wir als unserem Herrn leben, dem wir im Glauben vertrauen und gehorchen.

In der Geschichte der Christenheit hat der Glaube nicht immer als das gegolten, was er ist, als persönliches Leben aus und mit Jesus Christus, was im Zeugnis des Neuen Testaments sehr deutlich ist, etwa wenn Paulus den Galatern schreibt: »Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben!« (Gal 2,20) Wenn es vor der Reformation kirchlich als Glaube für ausreichend gehalten wurde, wenn der getaufte Christ sein Ja zur Lehre der Kirche, d. h. zu ihren Dogmen erklärte, so schadete es angeblich nichts, wenn er nicht selber von dieser Lehre überzeugt war, wenn er nur den kirchlichen Weisungen gehorsam sein wollte. Der persönliche Charakter des Glaubens, die unmittelbare Verbindung mit der Person Christi ging den Christen u. U. verloren; aber die Kirche übernahm die Garantie und Verantwortung. Die sich aus der Reformation ergebende protestantische Einstellung meinte es ernster und erkannte wenigstens nicht als »Glauben« an, was nicht wirkliche, per-[92]sönliche Überzeugung war. Und so steht es ja vielfach noch heute: Glaube, das ist die persönliche Überzeugung, daß etwa das Apostolikum in der lutherischen Katechismuserklärung wahr und wirklich ist und daß man dafür als heilige Überzeugung einzustehen bereit ist. Das ist sicher gegenüber dem »Köhlerglauben«, der die Echtheits- und Wahrheitsfrage der Kirche überläßt, aber doch unter diesem Vorbehalt seine Zustimmung erklärt, ein Fortschritt; aber mit dem, was Jesus selbst und das Neuen Testament unter »Glauben« verstehen, hat es noch nichts Wirkliches zu tun. Da ist der Glaube eine reine Überzeugungsgewißheit, wie der Kommunist sie von der Lehre des Karl Marx haben mag oder ein Idealist von der Richtigkeit und überragenden Bedeutung des von ihm erstrebten Ideals. Glauben heißt etwas noch ganz anderes; es ist mir auch erst vor wenigen Jahren wirklich aufgegangen. Nach dem Johannes-Evangelium sagt Jesus einmal: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich!« (Joh 14,6) Wenn durch den Glauben das rechte Verhältnis zwischen dem himmlischen Vater und seinem irdischen Menschenkind wiederhergestellt wird, dann heißt Glauben doch wohl: »Zum Vater kommen«, und so meint es Jesus. Da wird ein persönliches Verhältnis geschaffen oder wiederhergestellt, und das ist etwas anderes als eine Überzeugung haben. Denn eine Überzeugung, das ist und bleibt meine eigene Sache; zu einem persönlichen Verhältnis gehören immer zwei: der Vater und das Kind, der Mann und die Frau, der Freund und der andere. Dies Verhältnis, das zwei Personen zueinanderbringt, wird nicht von einem gemacht, es wird auch nicht von den beiden gemacht (etwa durch eine Abrede oder durch einen Vertrag). Ein persönliches Verhältnis ereignet sich, es geschieht, es ist allemal ein »Wunder«; machen können wir's nicht, jemand anders oder etwas anderes bringt es zuwege. (Matthias Claudius: »Ich war wohl klug, daß ich dich fand. Ich fand dich nicht, Gott hat dich mir gegeben, so segnet keine andre Hand!«) Martin Luther spricht so

vom Glauben in der Erklärung zum dritten Artikel: »Ich glaube an den Heiligen Geist« und sagt dann: »Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft und Kraft – an Jesus Christus meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann [»zu ihm kommen« = Glauben!], sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und erhalten ...« Es geschieht etwas, was ich nicht machen kann; ich [93] kann's wohl zerstören wie jedes persönliche Verhältnis, aber machen kann ich's nicht: Ich glaube, daß *ich* nicht glauben kann! Aber dies persönliche Verhältnis zwischen Christus und den Christen ist *da* im Glauben. Es will wie jedes persönliche Verhältnis leben und gelebt werden. Der Glaubende ist ein Jünger, und mit dem Wort Jünger verbinden wir ja bereits die Vorstellung von einem persönlichen Verhältnis; ein Jünger begleitet seinen Meister und folgt ihm, und Jesus sagt zu seinen Jüngern: So jemand will mir folgen und mein Jünger sein, »der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach!«. Das heißt doch: Glaube lebt in der persönlichen Gemeinschaft und Nachfolge Jesu, oder er ist kein Glaube! Wir denken hier an den unglückseligen Irrweg der alten und mittelalterlichen Christenheit, die uns das böse Problem Glaube und Werke beschert hat: Das Problem ist falsch von Anfang an; und diese Erkenntnis hätte uns die Reformation ersparen können. Paulus schon kennt nur den Glauben, der durch die Liebe tätig ist (Galater 5); und der Verfasser des Jakobusbriefes schreibt mit vollem Recht: »*Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber.*« (Jak 2,17) Glaube schließt »Werke« ein; man kann sie soweit trennen wie Geist und Leib. Tut man's doch, so sterben sie beide zusammen. Christus will seine Christen persönlich bei sich haben; unser Glaube lebt von seiner lebendigen Gegenwart: Wir müssen, wir dürfen auf ihn schauen, auf seine Worte hören, ihn dabei immer besser kennen- und lieben lernen und mit ihm sprechen. Es gibt keinen Glauben ohne Beten. Und dieses Beten meint danken dafür, daß er uns den Glauben, das persönliche Verhältnis zu ihm möglich machte, indem er mit seiner Liebe, mit seinem Opfer für uns alles, was zwischen uns war, wegschaffte und so überwand, daß wir ihn wieder lieben können und müssen. Beten heißt dann immer auch und ganz selbstverständlicherweise ihn fragen, was er von uns will, wie er uns haben möchte: »Herr, was sollen wir tun?« Die Antwort bleibt niemals aus, wenn wir ehrlich daran denken und uns daran erinnern lassen, »wes Geistes Kinder« wir sind. Glaube lebt in der Nachfolge Jesu: Er hat sich selbst verleugnet und nicht für sich gelebt, sondern in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Bruder; wer ihm nachfolgt, wer in seinen Fußstapfen wandelt, kann nicht und braucht auch nicht an sich selber zu denken; denn es ist ja der Weg zum Vater. Darum: »*Alle eure Sorgen werfet auf ihn: Denn er sorgt für euch!*« (1Petr 5,7) Er trägt sein Kreuz, [94] und wir sollen ihm das unsere nachtragen, im Blick auf das seinige, das uns die nötige Tatkraft gibt. Die einzige Sorge, die wir nicht loswerden wollen und dürfen, ist, daß wir wahrhaftig in der Nachfolge bestehen und uns vor Abwegen hüten; denn das heißt allemal, den Glauben verlieren oder verraten. Paulus warnt die Römer: »*Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde!*« (Röm 14,23) Was wir außerhalb der Nachfolge tun, was wir nur tun können, wo wir ihm oder er uns den Rücken kehrt, das heißt und ist Unglaube, Sünde, Verlassen seiner Gemeinschaft. Es ist ein gefährliches Beginnen, wenn wir dauernd davon sprechen, daß wir nicht nur Sünder sind, sondern auch immer Sünder sein werden. Der Glaube ist uns nicht gegeben, um uns über unser Sündersein hinwegzutrostern, sondern um das neue Leben in der Gemeinschaft Jesu mit Dank und Freude zu leben. Und wenn ein Schwacher fällt, »so greif“ der Stärk’re zu«, wie es im Liede heißt, aber zugleich sehr deutlich auf den Ausnahmefall solchen Versagens hinweisend. Paulus schreibt an die Galater-Gemeinde: »*Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid; und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest!*« (Gal 6,1) Christen, die sich von Christus entfernen, sind in Gefahr und werden versucht, seinen Weg zu verlassen. Und das danken wir dem »Pietismus«, daß er uns daran erinnert hat – und wir sollten's nicht wieder vergessen –, daß christlicher Glaube nur als persönliches, lebendiges Verhältnis zu Jesus Christus möglich ist. In den Großkirchen ist das oft und bis auf den heutigen Tag hintangestellt worden: christlicher Glaube?

Ja, im feierlichen Gottesdienst, da kommt Jesus der Christus vor und wird gepriesen als himmlischer König; aber im Leben des Alltags, da ist er nicht, weil er da stören würde; da leben wir lieber ungestört mit »christlichen Prinzipien«, die wir uns selber aussuchen oder – wenn sie nicht mehr unsere Wünsche fördern – beiseite schieben. Christus und die Christen! Verehrte und liebe Freunde, es geht hier wahrhaftig ums Ganze. Der Jüngergemeinde Jesu ist gesagt: »*Ihr seid das Licht der Welt; ihr seid das Salz der Erde!*« (Mt 5,13.14) Aber das sind wir als seine Gemeinde, die ihm, dem gekreuzigten und zum Leben auferweckten Herrn, gehört und mit ihm im Glauben, und das heißt: in seiner Nachfolge, lebt und wirkt. Das heißt: sich selbst verleugnen; das heißt: das Kreuz tragen; das heißt: *seinen Weg gehen* – und das heißt: »*Wenn ihr um Wohltat willen [95] leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen; sintern auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten wurde, nicht drohte, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet. – Welcher unsere Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, auf daß wir – der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunder ihr seid heil geworden. Denn ihr wäret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen!*« (1Petr 2,19-25)

Vortragsreihe gehalten am 26., 27. und 28. September 1965 in Bremerhaven.

Quelle: Martin Niemöller, *Reden, Predigten, Denkanstöße 1964-1976*, Köln: Pahl-Rugenstein 1977, S. 73-95.